

Catrin Dafydd

Das Meer

Mae'n arwain i'r môr, mae'n arwain i'r môr, mae'n arwain i'r môr o hyd ...

Es führt zum Meer, es führt zum Meer. Es führt immer zum Meer ...

Mim Twm Llai

Es war der Sommer, bevor sich mein Leben änderte. Der Sommer, bevor er in meine Welt trat. Ein windiger Sommer, der mich ins Erwachsensein wehte. Ganz Haut und Haare. Ein paar Jahre nach dem Jahrtausendwechsel, und wir waren auf dem Weg zu einem anderen Ort.

Anfang des Frühlings in jenem Jahr erzählte sie mir, dass sie immer, wenn sie ihre Großmutter besuche, Muscheln aus deren Kindheit sehe. Muscheln vom Strand, wie Juwelen zwischen den grauen und weißen Steinchen im Garten vorm Haus. Sie lagen auf einem Fleckchen Erde zwischen dem Zaun und den Fü. en ihrer Großmutter. Die violett behausschuhten Fü. e ihrer Großmutter und weiße Muscheln.

Da lagen die Muscheln nun wie Fremdkörper und erinnerten jeden Vorübergehenden daran, dass dieses kleine Gärtchen ebenso gut auch einmal unter Wasser gelegen haben konnte und diesem Schicksal vielleicht wieder entgegensah.

Sie müssen wissen, dass die Großmutter meiner Freundin das Meer liebte, obwohl sie nicht mehr in dessen Nähe wohnte. Am Ende befand sie sich so weit vom Meer entfernt, wie es möglich war. Sie lebte am Fuß eines großen Berges im Herzen von Wales. Wie ich bereits sagte, so weit weg vom Meer wie möglich. Doch war sie am Meer aufgewachsen, auf der Landzunge im Südwesten von Wales, wo Himmel und Meer aufeinandertreffen und sich vereinen. Da, wo die Wellen stets kurz verharren ... bevor sie brechen.

Wenn man am Meer aufwächst, dann fließt es einem für immer durch die Adern. So hat es mir meine Freundin erzählt. Und ja, daher hatte ihre Großmutter Salz auf der Zunge, sobald sie dem Mutterleib entschlüpft war. Es war in ihrem Haar. Salzig und rau. Und es rann ihr aus allen Poren.

Und eines Abends vor Schichtbeginn erzählte mir meine Freundin diese Geschichte. Sie sagte, dass ihre Großmutter das Meer an Land bringe. Dass sie jeden Morgen in ihrer Muttersprache den Muscheln Lieder vorsinge. Im Schatten des großen Berges. Vom Land umschlossen. Aber sie singe trotzdem. Und beim Singen erstünden ihre vergangenen Tage so lebhaft vor ihrem inneren Auge, dass sich jedes Mal in der Morgendämmerung eine neue Welle auf dem Festland breche.

Sie erzählte mir, dass sie gern billige Ohrringe trage. Meine Freundin. Sagte, dass sie sich dadurch lebendig fühle. Spontan. Sogar billig.

„Durch das Billige fühlt man sich manchmal lebendig“, meinte sie und warf das Haar zurück, bevor sie es mit einem rosafarbenen Zopfband zusammenband. „Also kommst du nun mit auf diese Spritztour oder nicht? Wir fahren zum Meer!“

Ich antwortete ihr, dass junge Leute so etwas doch als „Trip“ bezeichneten, und sie lachte so laut, dass ich wohl ihre Mandeln gesehen habe, erst einmal und dann noch einmal. Zumindest bilde ich mir das ein.

„Na los! Du musst dieses Wochenende nicht viel für die Schwesternausbildung lernen“, hörte ich den Wind meinen Haaren zuraunen. Und ich sagte mir, dass es eine gute Idee wäre, mich so weit wie möglich von ihm und seiner Liebe zu entfernen. Also entschloss ich mich mitzukommen. Ganz Zähne und Lippen. Um das Meer zu sehen.

Sie bat mich, auf dem Rücksitz Platz zu nehmen. Sie sagte, dass sie die Freiheit genieße, niemanden auf dem Beifahrersitz zu haben. Wir sprachen darüber, warum sie sich für den Beruf der Krankenschwester entschlossen habe. Sie sagte, dass sie die Arbeit sehr anstrengend finde und abends dadurch so benommen sei, dass sie nicht mehr denken müsse. Und das gefalle ihr. Selbst ihre Lungen seien müde, fuhr sie fort. Und das gefalle ihr auch.

Sie fragte mich nicht, warum ich mich für diese Ausbildung entschieden habe. Ich hörte nur zu und ließ mich zurück.

Vielleicht fühlte es sich deshalb so magisch an. Das Gefühl, vor mir selbst davonzufahren. Es war meine Wieder-Geburt. Auf dem Rücksitz eines blaugrünen Ford Focus. Und ich war froh darüber. Froh darüber, ihm und seinen langen Wimpern zu entfliehen. Ich kann mich immer noch an die Verzweiflung erinnern, die ich spürte. Angespannt und nervös. Mir war nur meine Haut geblieben, die mich umfing und mich zusammenhielt.

Ich rekelte mich auf dem Rücksitz und fühlte, wie meine Wirbelsäule sich an dessen Bezug aufrichtete. Ich genoss die Landpartie mit meiner Freundin. Dieser Teil von Wales war mir fremd. Ich kannte nur mein Tal. Meine Leute. Das schien sie zu überraschen. Für mich ist das nichts Besonderes, spöttelte sie und überprüfte ihren Lippenstift im Rückspiegel.

„Ich komm’ dich besuchen. Bestimmt.“ Ihre Stimme war heiser und ich konnte die Lüge in ihrem Versprechen hören. Nur unterschwellig, aber doch hörbar. „Bestimmt. Cardiff. Cardiff ist gar nicht so weit weg von dir ... Wo ich gerade bin? Auf einem Ausflug. Zur Küste. Ja, ich weiß! Schön ... nein, das liegt nicht auf dem Weg ... Ach Gott, es tut mir leid.“

Und die Stimme am anderen Ende antwortete ihr, sie solle sich keine Sorgen machen. Wünschte ihr viel Spaß. Aber ich wusste, dass wir auf einem Parkplatz in der Nähe waren. Nur eine halbe Stunde Fahrt entfernt.

Wie es in Cardiff so sei, fuhr ihre Großmutter fort. Heute schienen ja alle dorthin zu wollen.

„Och, ganz nett, weißt du. Ich meine, ich mag Cardiff. Die Stadt gefällt mir wirklich. Will mich hier niederlassen. Das heißt, wenn ich einen Mann finde, Mam-gu ...!“, und sie lachten beide. Ihre Großmutter schien das ebenso gut wie jede andere Frau zu verstehen. Besser vielleicht noch. Und ich wurde plötzlich unheimlich neidisch auf diese Vielfalt von Wales, die meine Freundin ihr Eigen nannte. Auf die Menschen, mit denen sie verkehrte. Darauf, wie sie sehen und atmen konnte. Selbst auf die Art, wie sie mit ihrer Großmutter sprach. Dieser Neid nagte an mir, und Angst kroch mir den Rücken hinauf.

„Das klang ganz anders, das Walisisch, das du mit deiner Großmutter gesprochen hast“, sagte ich, hockte barfuß auf dem Rücksitz und stach einen spitzen weißen Strohhalm durch einen kleinen runden Plastikverschluss.

„Wie hast du das denn gemerkt? Du sprichst doch gar kein Walisisch! Aber du hast recht. Sie würde mein Walisisch nicht verstehen“, und schwarzer Johannisbeersaft rann mir eiskalt über die warme Zunge, „sie spricht richtiges Walisisch.“ Ich trank und starrte vor mich hin.

„Lass uns Pommes kaufen“, sagte sie dann, während sie den Schlüssel ins Zündschloss steckte. Ich murmelte zustimmend.

„Von mir aus kannst du bei deiner Großmutter vorbeifahren“, bot ich ihr an,

falls sie auf mich Rücksicht nahm. Besorgt war, dass ich keine Lust auf einen Besuch hätte.

Doch sie verwarf mein Angebot. Und außerdem hätten wir keine Zeit dafür, meinte sie ...

Tief in Carmarthenshire erzählte sie mir, dass wir uns nicht weit vom Ort ihrer Kindheit befänden. Nicht weit von ihren Leuten. Nicht weit von ihrem Akzent und nicht weit von dem, was sie kenne. Nicht weit von dem, was sie gelernt habe, ehe sie überhaupt wusste, was lernen ist. Aber dass ihr Cardiff gefalle und dass sie in Cardiff sie selbst sein könne. Ganz modern und neu. Und das sei das Problem heute.

„Warum kann man in seiner Heimatstadt nicht man selbst sein?“, fragte sie, zuckte mit den Schultern und fuhr weiter. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie die Carole-King-CD herausgenommen, und ich war froh darüber. Die Musik ging mir auf die Nerven. Wir hatten sie rauf und runter gespielt. In jeder Lebenslage gehört.

Ich sah meine Freundin im Rückspiegel an. Silbrig schimmerndes Glas und sie. Ihr Strahlen. Ich kann mich heute noch daran erinnern, wie schön sie aussah. Und als ich sie anblickte, versank ich in ihr. Ich existierte kaum noch. Fast schien es so, als ob es von da an nur noch sie gäbe. Sie in einem Auto. Auf dem Weg ans Meer. Ihre Haut, ich meine, ihre Haut, sie brachte mich dazu, loslassen zu wollen. Ihre durchscheinende Haut.

Durch die ich ins Innere sehen konnte.

Nach einem Schweigen berichtete sie mir, dass all ihre Freundinnen, die nicht mit sechzehn schon Kinder hatten, ebenfalls nach Cardiff gezogen seien. Ich konnte mich nicht daran erinnern, sie überhaupt danach gefragt zu haben, aber sie schien Schuldgefühle deshalb zu haben. Sie erzählte mir, dass sie wieder hierher ziehen wolle, falls sie jemals Kinder haben sollte. Um sie anständig großzuziehen. Sagte, dass sie den Cardiffer Akzent auch gar nicht möge. Auf dem Rücksitz zog ich die Augenbrauen hoch, aber sie konnte mich nicht sehen.

Und da fing sie an zu weinen.

„Er hat mir den Schädel eingehauen, das Schwein“, sagte sie, während sie auf der Bettkante in einem Bed & Breakfast saß. „Hat mir eine Kugel ins Hirn gejagt.“ Nun hatten sich andere schon ähnlich gefühlt, aber bei ihr hörte es sich besonders brutal und real an. Danach brühte ich uns einen schwarzen Kaffee. Die kleinen Näpfchen mit der abgepackten Milch rührte ich nicht an.

Aber sie weinte immer noch.

Noch heute bin ich mir nicht sicher, ob es für sie eine Rolle spielte, wem sie das erzählte. Ich hielt ihr den Kaffee hin, aber sie stieß meine Hand weg. Ich erinnere mich daran, als ob es gestern gewesen wäre. Eine

weiße Tasse. Schwarzer Kaffee, der darin herumschwappte. Flüssigkeit, die dem Rand sehr nahe kam, aber nie darüber lief.

„Und weißt du, was er zu mir sagte? Weißt du, was seiner Meinung nach mit uns *nicht stimmte*?“

Ich zuckte mit den Schultern, als sie aufsaß. Das Gesicht nass. Die Wimperntusche verschmiert. „Er sagte, ich hätte mich nicht so sehr in ihm verlieren dürfen. Ich hätte versucht, mich in ihm aufzulösen, das hat er gesagt. Ist das zu glauben? Was soll das denn bedeuten? Wie kann man nur so etwas Blödes sagen?“, und wieder zuckte ich mit den Schultern.

Und dann hörte sie auf zu weinen. Als ob es ihr nie schlecht gegangen wäre.

„Ich hätte Ärztin werden können. Ich meine, intelligent genug bin ich ... aber ich habe mich immer vor der Verantwortung gedrückt. Verantwortung – mir wird schon schlecht, wenn ich nur daran denke. Der Gedanke daran kann einen *fertigmachen*, nicht? Ist doch so, oder?“

„Ich hätte Krankenschwester werden können“, sagte ich da, und sie legte den Kopf schief, als ob ich etwas Unsinniges gesagt hätte. Natürlich hätte ich eine werden können, ich war ja gerade dabei.

Aber noch heute weiß ich genau, was ich damit meinte, und genau so wollte ich es auch sagen.

Im Rückblick war das wohl der Moment, in dem ich anfang, sie zu hassen.

Es muss also an der Küste bei Tenby gewesen sein, als sie den Anruf bekam.

Aber kurz bevor ihr Telefon in meinem Kopf zu klingeln begann, sagte ich ihr, dass ich das Meer wunderschön fände.

„Das ist nicht das Meer“, meinte sie leichthin, als es nun klingelte. Sie hatte nicht die Absicht, ans Telefon zu gehen, bevor sie ihren Satz beendet hatte.

„Du musst dich noch ein wenig gedulden, bevor du das richtige Meer siehst ...“

Ich sah, wie sie mit ihrer Mutter telefonierte. Sah, wie ihre Nase in der Sonne glänzte. Wie sich ihr Gesichtsausdruck veränderte. Wie ihre Lippen bebten. Wie sie die Fingernägel in den Mund steckte. Wie sie darauf herumkaute. Dieses Mal konnte ich das Gespräch nicht verfolgen. Sie sagte nicht viel. Ich wandte den Kopf ab. Versuchte, ihr zumindest durch meine Körpersprache ein wenig Privatsphäre einzuräumen.

Nach einer Weile war das Telefonat beendet.

„Das war meine Mutter“, sagte sie, nagte an den Lippen und war immer noch in Gedanken, während sie mit mir redete. „Es geht um meine Großmutter. Tante Val wird wohl eine Weile bei ihr wohnen müssen.“

Sie erklärte mir, dass sich alle Sorgen um ihre Großmutter machten. Idris, der Nachbar, hatte sie mitten in der Nacht im Garten hinter dem Haus gesehen. Er hatte die Familie verständigt. Offenbar war sie nur mit einem Nachthemd bekleidet und hatte eine Angelschnur über dem Rasen ausgeworfen. Hatte den Haken übers Gras gezogen. Hatte die Schnur wieder eingeholt.

Sie angelte auf dem Trockenen, sagte meine Freundin danach immer wieder. Angelte auf dem Festland.

Und ich konnte nur zuhören.

Ich erinnere mich daran, dass wir danach an den Strand gingen. Dass ich eine Muschel aufhob. Sie mir ans Ohr hielt. Eine kleine Muschel, aber man konnte sie trotzdem rauschen und die Worte des Meeres raunen hören. Und ich bin mir sicher, dass ich auch die Großmutter singen hörte. Walisische Worte. Fremd klingend. Die mir etwas zuflüsterten.

Das Seltsame daran war, dass meine Freundin danach weitermachte, als ob nichts geschehen wäre. Eine Weile zumindest. Wir fuhren die Küste von Pembrokeshire entlang, und sie versicherte mir, dass sie nicht aus *dieser* Gegend stamme. Dass es zwei Pembrokeshires gäbe. Ja, so hat sie sich ausgedrückt.

Wir hörten ein paar Hits im Radio, versuchten uns zu entspannen und vermieden tiefgründige Gedanken. Tankten Kraft durch die Fahrt. Ließen die Geschwindigkeit und die frische Luft auf unseren Gesichtern uns glauben machen, dass wir in Amerika wären. Weit weg von hier.

„Sex“, sagte sie, während das Auto durch die kleinen Dörfer und zum westlichsten Punkt dieses Fleckchens Erde raste, das man Wales nennt. „Erzähl mir vom besten Sex, den du je gehabt hast. Na los! Ich will es hören! Jedes beschissene Detail, Kleines!“, und ich gehorchte, bis meine Geschichte besser als die Wirklichkeit war. Ich konnte mich nur an das letzte Mal erinnern. Mit ihm. Und an seine Wimpern an meinen Wangen. Unsere seltsame Liebe.

„Und du“, sagte ich, „du glaubst doch nicht, dass du so einfach davonkommst! Na los, spuck's aus. Ich bin ganz Ohr. Ganz Ohr!“, und sie lachte kreischend. Sie erzählte mir, dass ihr Rollenspiele gefielen. Es gefalle ihr, sich zu verkleiden und sich auszumalen, wie man es wohl machte. In London oder anderswo. So waren ihre Worte.

Und danach wollte sie, dass ich ihr eine Zigarette anzünde. Ich wusste nicht, dass sie rauchte. Sie sagte, das tue sie auch nicht, aber sie halte immer eine Schachtel im Handschuhfach parat. Für Notfälle, Urlaube und Liebhaber der Marke Loser, die ach so hübsche Gesichter und ach so kalte Herzen hätten.

Also zündete ich ihr eine Kippe an.

Während sie die qualmte, klärte sie mich auf. Ihr sei an diesem

Nachmittag nach einer Kippe gewesen, damit sie sich vorstellen könne, dass wir Thelma und Louise wären. Nur dass wir nicht etwas so Aufregendes machten, wie über eine Schlucht zu fahren.

Wir seien anders als Thelma und Louise, paffte sie weiter, wir wollten ja einfach nur ans Meer und dann wieder zurück nach Cardiff. Und ihr würde das reichen.

Und als wir dort ankamen, verstand ich.

Blauwogende Decken. Sonnendiamanten auf den Wellen. Salziges Meer, das sich vor mir ausbreitete, als ob ich es austrinken könnte. Wie der Durst, der einen überkommt, wenn man mit jemandem schläft. Wie die Sehnsucht nach etwas, von dem man nicht einmal weiß, dass man es verloren hat. Wirklich und unerschrocken. Nass, aber gebändigt. Und außer uns kein Mensch an diesem windigen kleinen Strand.

„Meine Familie gehört hierher“, sagte sie, ganz nebenbei und leichthin, bevor sie sich lachend zurück in den Sand fallen ließ und die Augen schloss.

Ich saß da, umschlang die Knie und fragte mich, warum meine Mutter mich nie hierher gebracht hatte. Fragte mich, ob mein Bruder das Meer je gesehen hatte, bevor er starb. Oder fragte mich zumindest, ob er in seinem kleinen Köpfchen Erinnerungen an das Meer hatte, bevor er sich

von hier verabschiedete und zu einem anderen Ort aufbrach.

Und ich fühlte Sehnsucht, während ich am Strand saß und sah, wie sich das Wasser bis zum Horizont ausbreitete. Ein Verlangen nach etwas, das ich nicht erreichen konnte. Ein Bedürfnis nach etwas, das ich vorher nicht gebraucht hatte. Ich ahnte ja nicht, dass ich damals einen kleinen Jungen in mir trug.

Und da schlief sie ein.

Ich sah sie tief atmen. Ich saß da, wachte über sie und zog die kalte Luft ein, bis sie mir den Hals zuschnürte und auf ewig den Atem zu nehmen drohte. Ich griff nach der Muschel in meiner Tasche, lauschte und dachte wieder an die Muscheln im Garten der Großmutter. Weit weg von dem Ort, an den sie gehörten. Meilenweit weg vom Meer.

Meine Freundin regte sich im Schlaf, und nach einer Weile konnte ich sehen, dass sie träumte. Das erinnerte mich daran, wie ich damals in Bedwas am Nachmittag des ersten Weihnachtsfeiertages meinen Opa beobachtet hatte. Wie die Augenlider anfangen, sich zu bewegen, wie die Lippen sich verräterisch schürzen. Meine Freundin rührte sich, nun träumte sie nicht mehr. Irgendetwas bedrückte sie.

Sie richtete sich kerzengerade im Sand auf. Versuchte, die Gedanken aus ihrem Kopf zu verscheuchen. Versuchte, den Albtraum wieder dahin zu jagen, woher er gekommen war.

Ich werde nie wissen, was ihr durch den Kopf ging.

Ich weiß nur, dass danach nichts mehr so wie vorher war.

Die Rückfahrt verlief seltsam. Wir nahmen eine andere Strecke. Fuhren tief ins Landesinnere. Sie fragte mich sogar, ob es mir etwas ausmache, wenn wir bei ihrer Großmutter vorbeiführen. Aber ich durfte nicht mit reingehen. Ich würde ohnehin nichts verstehen, sagte sie mir. Ich spräche kein Walisisch, und da ihre Großmutter in letzter Zeit so krank und verwirrt sei, wäre es besser, wenn ich im Auto wartete und Musik hörte.

Doch als sie weg war, stieg ich kurz aus. Nur, um einen Blick auf die Muscheln im Garten ihrer Großmutter vorm Haus zu erhaschen. Die ich mir vorgestellt hatte. Und dort lagen sie. Ganz weiß und rein. Inmitten der Steine. An Land und allein.

Und dann waren wir wieder auf der Straße und fuhren zurück nach Cardiff, nur war meine Freundin dieses Mal still. So still war sie, dass ich wusste, sie hatte mit sich zu tun und konnte nicht mit mir reden. Am Schweigen ist meistens nichts auszusetzen. An der Art, wie jemand vor sich hin murmelt oder atmet, merkt man, dass ihn das Schweigen erleichtert. Aber es gibt ein bedrücktes Schweigen. Ich weiß nicht, wie man es spürt, aber man spürt es eben. Und so fühlte sich ihr Schweigen an.

Ich wusste nur, dass die Verbindung zwischen uns abgerissen war. Wir atmeten nicht mehr länger im Einklang, obwohl wir noch stundenlang gemeinsam im Auto verbringen würden. Eine Diaspora unserer Gedanken, doch nichts davon hatte mit mir zu tun.

Als Letztes hörte ich, dass sie einen Arzt aus Plymouth mit einem hübschen Gesicht und einem Zahnpastalächeln geheiratet habe. Und dass sie immer noch in Cardiff lebe – ganz modern und neu. Ich hörte, dass ihr Kleid an ihrem großen Tag perlweiß gewesen sei und ihre durchscheinende Haut in der Sonne geleuchtet habe. Ich habe mich immer gefragt, ob ihre Großmutter das wohl noch miterlebt hatte. Eigentlich hätte es keine Rolle spielen sollen. Nicht für mich. Und doch war es so. Ich muss immer daran denken, wenn mein Blick auf die kleine Muschel fällt, die immer noch auf meinem Frisiertisch liegt.

Und mein kleiner Junge kam auf die Welt. Zum Verdruss von vielen. Jedoch nicht zu meinem. Natürlich war meine Freundin da schon lange kein Teil meines Lebens mehr. Sie weiß bis zum heutigen Tag nicht, dass wir auf unserer Spritztour ans Meer zu dritt waren. Aber das ist mir egal. Ich habe begriffen, dass man die Menschen nicht über etwas in Kenntnis setzen muss, damit es seine Berechtigung hat. Und außerdem habe ich ihn. Also sind wir jetzt zu zweit. In unserem Haus in Bedwas. Und ich kann von ihm lernen, von diesem kleinen Jungen.

Durch ihn habe ich in letzter Zeit wieder an die Großmutter meiner

Freundin gedacht. An die Muscheln in ihrem Garten und unseren Abstecher ans Meer. Erst neulich kam er aus der Schule nach Hause und brachte mir bei, dass „Meer“ auf Walisisch y môr heißt. Er schien überrascht, dass ich solche einfachen Wörter nicht kenne, weil sie zu seinem Wortschatz gehören. Und er dachte, sie gehörten auch zu meinem.

Und ich erinnere mich daran, wie ich dachte, dass y môr ein treffendes Wort ist, um das Meer an jenem Tag zu beschreiben. Es war nicht das Meer. Das konnte es nicht sein. Was fehlte und was meine Schmerzen, meine Sehnsucht auslöste, war y môr. Kaum zu glauben, dass ich in mir einen Jungen trug, der das schon wusste.